

Es wird mit dem Hammer erzählt

Michael Kleeberg beendet mit „Dämmerung“ seine 2007 begonnene Romantrilogie um den Protagonisten Karlmann Renn.

Es braucht sozusagen zwei, um zu altern. Einen Körper, der das automatisch tut, und einen Geist, der sich dazu verhält, indem er sich seinerseits verändert.“ Das stellt der Erzähler von „Dämmerung“ bei der rauschenden Feier des sechzigsten Geburtstags von Charly Renn fest. Altern ist ein großes Thema des dritten und abschließenden Bandes von Michael Kleebergs dreiteiligem Romanprojekt um diesen Karlmann Renn, dessen erster Teil, „Karlmann“, 2007 erschien und dem 2014 „Vaterjahre“ folgte.

Mit Charly, wie Karlmann Renn von Familie und Freunden genannt wurde, brachte der damals 48 Jahre alte Kleeberg im Jahr 2007 ein zumindest dem Geburtsjahr nach literarisches Alter Ego zur Welt: wie sein Autor 1959 geboren. Kleeberg unterstrich die besondere Nähe zur Hauptfigur durch die Wahl seiner Erzählperspektive: In allen drei Romanen wird Charlys Leben geschildert von einer ihm freundschaftlich gesinnten Instanz, die nicht direkt am Geschehen beteiligt ist, aber stets in Charlys Inneres blicken kann, sich hin und wieder als wohlwollend-wissender, im dritten der drei Teile – Stichwort „Altern“ – zune-



Michael Kleeberg: „Dämmerung“ Roman. Penguin Verlag, München 2023, 480 S., geb., 26,-€.

mend onkeliger Kommentator einschaltet, der die Leser direkt anspricht, dann wieder in den Hintergrund tritt, auf Abstand geht, das Erzählte aber stets kontrollieren und das Geschehen bewerten kann. Die Nähe zwischen Autor, Erzähler und Hauptfigur unterstreicht auch die Widmung des Romans: „Karlmann Renn gewidmet, im Gedenken der gemeinsamen Jahre.“

Setzte das Geschehen von „Karlmann“ mit dem legendären Wimbledon-Sieg von Boris Becker am 7. Juli 1985 ein, so endet „Dämmerung“ mit dem letzten Maitag des Jahres 2022. Kleebergs Trilogie umspannt damit einen Zeitraum von 37 Jahren, erzählt von Charly als Verfalls-geschichte entlang der Zeitgeschichte, zeitweise stark gerafft, dann wieder kleinteilig. Die Handlung in „Dämmerung“, dessen Titel man als Anspielung auf Richard Wagners „Götterdämmerung“ oder Friedrich Nietzsches „Götzen-Dämmerung“ lesen kann, umfasst vier Jahre, in denen der Ausbruch von Corona und der Krieg Russlands gegen die Ukraine als einschneidende Ereignisse auch auf das Leben Charly Renns entscheidend Einfluss nehmen.

Wer einen oder beide der vor „Dämmerung“ erschienenen Teile kennt, weiß, dass man es in Charly, dem Sohn aus gutem hanseatischen Haus, mit einem rechtschaffenen Kotzbrocken zu tun hat. Er braucht Frauen, hält es aber, obwohl zunächst lange in der Rolle des Familienvaters, mit keiner der fünf Nachfolgerinnen seiner Gattin lange gut aus. Seinen Aufstieg vom Autohaus-inhaber zum Geschäftsführer der Hamburger Kautschukfirma Sieveking & Jessen, die ihren Sitz im alterwürdigen Chile-Haus hat, verdankt er seiner mehr als pragmatischen Gerissenheit. Charly Renn ist der Typus Mann, der Golf, seinen alten Mercedes, teure Uhren und guten Wein liebt, der mit Viagra und Hyaluron seinen fortschreitenden körperlichen Verfall aufzuhalten versucht.

Umwege, die doch konstitutiv für Kultur sind, findet er dagegen meistens lästig. Er ist ein Upperclass-Konformist erster Sorte. Und so sammeln sich denn auch zu seiner Geburtstagsfeier, der ersten von insgesamt drei großen feierlichen Zusammenkünften im Roman „keine Gescheiterten, keine Künstler“, auch „keine Politiker, keine Fernsehnen, kein Olympiasieger, kein Bundesligafußballer“, erst recht kein Toskanafaktionär, Drittwelt- oder Klima-aktivist“. Die Partygesellschaft besteht aus „Anwälten, Ärzten, Zahnärzten“, aus „Immobilienverwaltern, Technikern vom Agrar- bis zum Maschinenbauingenieur. Pharmazeuten, Verwaltungsjuristen, Bankern, Tradern“, und unter den Gästen sind auch „Psychologen (die aber alle studierte Ärzte sind, also keine Quacksalber). Versicherungsmathematiker. Informatiker“, wie es heißt – und womit sich hier wie im gesamten Roman

zeigt, dass Michael Kleebergs Erzähler, anders als Charlys Werdegang, nicht unbedingt geraden Wegen folgt.

Charlys Leben steht, mit Anspielung auf Gustave Flauberts „Erziehung der Gefühle“, unter dem Diktum einer „Regulierung des Herzens“, die der Erzähler als ein Eindämmen allzu starker, vor allem affektiver Regungen schildert, als eine Haltung, die „dem Willen und dem Bewusstsein ihre Aufgabe als Rückhol-feder lässt, wenn die Hingabe ins Bodenlose zu fallen droht“. Je älter, umso stärker prägt Charly sie aus. Die Trennung von seiner Frau, den Tod der Mutter, die Abwege seiner Tochter aus dem bürgerlichen Leben, die Demenz des Vaters bis zu dessen langsamem Tod, an dessen Ende die zweite der drei feierlichen Zusammenkünfte, die Beerdigung steht, lassen das Ausmaß seiner Erschütterung nur zeitweilig groß werden. Selbst dem Umstand, dass ihm nach dem Abklingen der Corona-Pandemie sein Geschäftsführerposten durch die nachfolgenden jungen Inhaber der Firma gekündigt wird, hegt Charly rasch ein.

Er übernimmt die Geschäftsführung des Lessinghauses, einer Kultureinrichtung, der sein Vater als Vereinsvorsitzender angehörte und die tendenziell verschlafen vor sich hindumpelt, bis der Krieg in der Ukraine beginnt und Charly das Haus zum „Ukraine-Zentrum“ umkrepelt: Er will mehr Öffentlichkeitswirksamkeit, gegen den Willen der Mitarbeiter, unter ihnen die aus Berlin stammende Programmverantwortliche Yelda Dereli, promovierte Kultur- und Theaterwissenschaftlerin, Tochter türkischer Arbeitsmigranten und vorher Dramaturgin am Thalia Theater. Nicht zuletzt ihretwegen wird Charly seinen Posten sehr schnell wieder räumen müssen. Denn bei der Ukraine-Benefiz-Gala, der dritten der drei Feierlichkeiten, die er unter der Conference des unschwer als Thomas Gottschalk zu erkennenden Moderators organisiert, kommt es zum Eklat. Zwei ukrainische Frauen behaupten mit Yeldas Unterstützung in einem Brief an den Senat, Charly habe sie sexuell belästigt. „Deconstructing Charly“ nennt Kleeberg das letzte Kapitel, mit unverkennbarer Anspielung auf Woody Allens Film „Deconstructing Harry“. Damit stellt Kleeberg eine nicht unproblematische Parallele her: Charly Renn wird im Roman tatsächlich als Opfer einer Ranküne dargestellt und ereignet damit indirekt auch Partei für Woody Allen, dem seit Jahren der Missbrauch seiner Adoptivtochter nachgesagt wird, was er bis heute zurückweist.

„Dämmerung“ wandert an vielen Stellen auf dem schmalen Grat einer Figurenrede, von dem aus man immer wieder hinunterschauen muss in weltanschauliche Abgründe. Charly, charakterisiert als „Meister trügerischer oder produktiver Selbstprojektionen, denen es dann nachzuleben gilt“, hat, so möchte uns der Erzähler glaubhaft machen, „offenbar und vielleicht verständlicherweise“ den Ernst der Lage auch nach Tagen der Anschuldigungen noch immer nicht erfasst. Das ist höchst tragisch, denn der Zeiteit – verkörpert durch die jungen Mitarbeiter im Lessinghaus, die er zuvor wochenlang ohne Arg, so scheint es, kujoniert hat, indem er ohne jeden Sinn für Unterschiede und Zwischentöne, seine Geschäftsführungserfahrungen aus dem Kautschuk-Geschäft auf die Kulturinstitution übertragen hat – ist einfach gegen ihn.

In Charly, so suggeriert der Roman, ist ein bestimmter Typus Mann gealtert und vom Zeiteit zu Fall gebracht. Dass damit zugleich ein Zeitalter verabschiedet wird, legt der Epilog nahe. Die Kongruenz zwischen Charly und seiner Zeit und die zwischen der Stimme, die seine Geschichte erzählte, hat durch den MeToo-Vorwurf den „brutalstmöglichen Bruch“ erlitten. Schwarz-weiß gestreift oder gesprenkelte Seelen wie die von Charly, so der Erzähler, fielen nicht unter die Schnellgerichtsbarkeit des Netzes wie unter das offizielle Straf- recht. Kleeberg entlässt mit „Dämmerung“ seinen Protagonisten und die Leser in jene obscure Ambivalenz, die man bei diesem Autor immer wieder findet, schon in der frühen SM-Novelle „Barfuß“, an deren Schluss eine Kreuzigung steht. Manch einer mag sich beim Ende von „Dämmerung“ auch an Kleebergs Frankfurter Poetikvorlesungen erinnern fühlen, die von einem Eklat begleitet waren, nämlich um die Äußerungen Kleebergs über das Aufeinandertreffen „einer Mehrheitsidentität, die sich auflösen, mit einer Minderheitsidentität, die sich durchsetzen will“.

„Dämmerung“ erzählt also mit dem Hammer, kokettiert recht kalkulliert mit dem Unterschied zwischen Figurenrede und allenfalls mutmaßlicher Autorenmeinung. Dass dem redseligen Erzähler zukünftig tatsächlich die Sprache wegbleiben wird, mag man ihm angesichts seiner Wortgärten und -kaskaden und seinem Drang, einer Zeit nachzutruern, nur halb ablehnen. Es sei ihm hier aufmunternd gesagt: So schnell geht die Welt nicht unter. BEATE TRÖGER



Fröhliche Stimmen werktätiger Menschen – die suggerierte Maos China als Träger der Kulturrevolution. Liao Yiwus Roman erzählt, was da wirklich geschah.

Foto dpa

Chronik einer Massenhysterie

Drastik bringt dieses Thema mit sich: Liao Yiwus Romanrückblick auf die chinesische Kulturrevolution

„Blut, Sperma, Kotze, Kacke, Pisse“ – so hat der Schriftsteller Reinhard Lettau die Dramen seines Freundes Heiner Müller karikiert, und diese Charakteristik passt auch zum neuen Roman „Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs“ des Friedenspreisträgers und chinesischen Dissidenten Liao Yiyu, der seinen Lesern kein schockierendes Detail erspart. Im Gegenteil: Er setzt noch eins drauf und erweitert die Liste ekkliger Körperflüssigkeiten um ein Wort, das kürzlich erstmals im Bundestag fiel: Rotz. Alle im Roman erwähnten Kinder sind rotnäsig, und der Schnodder wird gleichmäßig über vierhundert Seiten verteilt, deren heute in Berlin lebender Autor so seine Kindheit und Jugend im kommunistischen China rekapituliert. Sex und Gewalt sind das Mantra des Romans, und wer wie das einstufige Schmutzdelkind Günter Grass gern mit Exkrementen spielt, kommt auf seine Kosten bei der Lektüre des trotz einiger Längen fesselnden Buchs.

Aber sprachlich? „Da fiel er mit einem gewaltigen Schlag aus Himmel und Bett, krachte in das überall auf dem Boden verstreute Essen, zog sich ein paar Porzellan-splinter in den nackten Hintern, blutete wie ein Schwein und von seinem pfleißrechten Glied hing Fleisch und Fisch, von seiner Eichel ein Büschel Glasnudeln.“ Und das klingt immer noch plausibler als der Vergleich der Sonne mit einem Hundefell oder ein Satz wie „Der Strohhut drehte sich wie eine schwarz glänzende, Mutterliebe verströmte Schallplatte“.

Was ist passiert? Handelt es sich um ein Übersetzungsproblem, oder tritt Liao Yiyu, ein ausgefuchster Autodidakt, der chinesische Klassiker ebenso gut kennt wie die westliche Moderne, in die Fußstapfen von Henry Miller und Curzio Malaparte,

um sie an drastischer Obszönität zu übertreffen? Hat der Sinologe und Übersetzer Wolfgang Kubin recht mit seiner These, dass anders als die Poesie chinesische Romane der Gegenwart platt und vulgär seien? Aus dem Dilemma heraus helfen kann ein Zitat aus Büchners „Dantons Tod“: „Geht einmal euren Phrasen nach bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden. Diese Elenen, ihre Henker und die Guillotinen sind eure lebendig geworden Reden.“

Der auf Robespierres Terror gemünzte Satz gilt in noch höherem Maße für die von Mao inszenierte und manipulierte Kulturrevolution. Aus dieser Sicht offenbart Liao Yiyus Buch seine politische Brisanz als Chronik einer Massenhysterie, die den Gewaltexzessen unter Hitler und Stalin nicht nachstand. Die Kulturrevolution (1966 bis 1976) war keine bloße Abrechnung mit der Bürokratie, wie in Deutschland nicht nur linksradikale Studenten, sondern auch seriöse Zeitungen blutäugig meinten, sondern ein Massenmord mit Millionen Toten unter den Führungskadern der Partei ebenso wie unter jenen sie bekämpfenden Rotgardisten, die später zwecks Umerziehung in ferne Provinzen verbannt wurden. Der Slogan „Zerschlagt die Konterrevolution“ wurde wörtlich genommen, und Westberliner Maoisten drohen mit Armierungsseisen auf angebliche Trotzkisten ein. Schlimmer noch: Kambodscha Rote Khmer versuchten, die Kulturrevolution zu überbeten durch Trennung der Familien und Zwangsumsiedlung der Stadtbewohner aufs Land, was ein Viertel der Kambodschaner das Leben kostete. Pol Pot, Maos gelehrigster Schüler, wurde ehrenvoll in Peking empfangen, und auch der „Leuchtende Pfad“, dessen Kämpfer Perus Andenregion entvölkerten,

war vom chinesischen Vorbild inspiriert. Was Maos Weisung „Stürmt das feindliche Hauptquartier“ in sich barg, schildert Liao Yiyu so: „Überall lagen abgerissene Hemdkragen, ausgerissene Haare, abge-bissene Ohren, Nasen, Lippen. Mit zertretenen Hoden und laut winselnd, rollten gekrümte Körper die Treppe hinunter wie brennende Reifen. [...] Überlebte einer den Aufprall, überschlug er sich noch ein paar Mal, bis er schließlich beide Beine von sich streckte.“



Liao Yiyu: „Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs“ Roman. Aus dem Chinesischen von Brigitte Höhenrieder und Hans Peter Hoffmann. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2023. 448 S. geb., 26,-€.

„Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs“ ist eine Trilogie, beginnend in den Wirren der Kulturrevolution und wie ein amerikanisches Roadmovie endend mit einer Reise nach Tibet, dem Höhepunkt des Romans in geographischer wie literarischer Hinsicht. Der Mittelteil erzählt von jahrelanger Verschiebung aufs Land, wo die sogenannte „gebildete Jugend“ konfrontiert wird mit armen Bauern, die, angeblich befreit, in Elend und Unwissenheit vegetieren – Idiotie des Landlebens im ursprünglichen Sinn. Der aus Sichuan verbannte Ich-Erzähler wird marginalisiert und drangsaliert, weil er gegen angemaßte Autoritäten aufbegehrt und deshalb wie sein Autor ins Gefängnis kommt. Was die Härten der Flucht und des Abtauchens in die Illegalität erträglich macht, waren und

sind die Frauen, in die er sich verliebt und denen der Text ein Denkmal setzt. Auf der Rückfahrt nach Sichuan trifft Zhuang Zigu zufällig im Zug seine Ex-Geliebte Yang Dong, der er nach Tibet nachgereist ist, und das Wiedersehen fällt zusammen mit dem Tod des Vorsitzenden Mao, den das Zugspersonal schluchzend bekannt gibt.

Ähnlich wie bei Stalins Tod, der sogar Gulag-Häftlingen Tränen in die Augen trieb, zeigt sich, dass nicht nur Nutzniefer, sondern auch Dissidenten und Oppositionelle in Hassliebe der Tyrannei verbunden sind, als hätte jemand „auf allzu eiliger Durchreise verfrüht eine Eintrittskarte in die Hölle gelöst“. Auch kritischer Durchblick löste das *double bind* nicht, denn „viele, die in politische Bewegungen verstrickt waren, waren, bevor sie klar sahen, schon tot. Die Roten Garden“, heißt es, „waren der Affe Sun Wukong aus der Reise nach Westen, [...] ihre Lebenserwartung war abhängig von der Zahl der politischen Gegner Maos. Mao rief die Geister hervor, und Mao rief sie wieder zurück.“

Der Hinweis auf den Schmelmenroman „Die Reise nach Westen“, in dem ein buddhistischer Mönch mit einem Affen und einem Schwein nach Indien pilgert, um heilige Schriften zu holen, steht hier nicht von ungefähr. Gemessen an Versen von Su Dongpo ist Liao Yiyus Text so grob gestrikt wie Maos Lieblingsbuch „Die Räuber vom Liangshan-Moor“, und das gilt auch, wenn man die Gedichte des von Liao Yiyu zitierten Poeten Bei Dao mit „Die Liebe in Zeiten Mao Zedongs“ vergleicht. So besehen hat Wolfgang Kubin recht und unrecht zugleich, weil in Chinas klassischer Literatur feinsinnige Lyrik seit jeher mit tolldreister Prosa kontrastiert und koexistiert. HANS CHRISTOPH BUCH

An verlässlicher Forschung führt kein Weg vorbei

Über die Macht der Expertise: Klaus Ferdinand Gärditz analysiert das Verhältnis von Politik und Wissenschaft

König Charles III. kauft seine Hemden seit mehr als vierzig Jahren bei der Firma Turnbull & Asser in London, der er noch als Prinz von Wales den Titel des Royal Warrant verliehen hat. Die über 800 Hoflieferanten des britischen Königshauses tragen den exklusiven Titel mit Stolz und betrachten ihn als Verpflichtung zur Tradition und größten Qualität ihrer Produkte. Aber bekanntlich spinnen die ja, die Briten.

In Deutschland dagegen assoziiert man mit dem Hoflieferanten Bückling und Kratzfuß, die untertänige Haltung des bürgerlichen Krämers, der seine Delikatessen mit der ihm gnädigerweise von ganz oben verliehenen Gunst bewirbt, sie genügt selbst den höchsten Ansprüchen der örtlichen Majestäten. Doch als diese 1918 Titel und Höfe abgeben mussten, verloren auch ihre Lieferanten die prestigereiche Auszeichnung.

Wer heute noch jemanden als Hoflieferanten tituliert, tut dies also in polemischer Absicht. So wie Klaus Ferdinand Gärditz in seiner „essayistischen Streitschrift“ darüber, wie sich die Politik der Wissenschaft als ihres Hoflieferanten „bedient und selbst daran zerbricht“. Der Titel ist reißerisch. Er klingt nach einer dramatischen Diagnose. Man erwartet eine ganze Reihe aktueller Fälle, die zunächst die Unterstellung des Hoflieferantentums der Wissenschaft zumindest plausibilisieren; und dann anschließende Belege für die weitere These, dass „die Politik“ als die zeitgenössische Verkörperung

des „Hofes“ am Gelieferten irgendwie zerbreche.

Die Lektüre des Buches ist an diesen Erwartung gemessen eine Enttäuschung. Gärditz widmet sich dem eigentlichen Thema seines Textes auf kaum zehn Seiten. Das ist eigentlich auch plausibel, schließlich bemüht er sich auf den verbleibenden fast zweihundert Seiten auf profunde Weise, das schlechte Bild der wissenschaftlichen Hoflieferanten zu entkräften, indem er das viel komplexere Verhältnis von Wissenschaft und Politik fundiert und kenntnisreich analysiert.



Klaus Ferdinand Gärditz: „Hoflieferanten“. Wie sich Politik der Wissenschaft bedient und selbst daran zerbricht. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2023. 232 S., geb., 24,-€.

Es gelingt ihm dabei durchaus, die Risiken eines „dienlichen Hoflieferantentums“ der Wissenschaft herauszuarbeiten. Aber die eigentliche Leistung seines Buches besteht gerade darin, aus der Perspektive des Juristen die Schutzfunktion des Rechts für die vulnerable Wissenschaft zu verdeutlichen. Kurz: Was hat Autor und Verlag bloß geritten, dem Buch diesen Titel zu geben?

Ärgerlich ist das auch darum, weil Gärditz ausgerechnet in dem knappen Abschnitt zum Hoflieferantentum der

Wissenschaft sowohl argumentativ als auch sprachlich unter das Niveau seines Textes geht. Hier polemisiert er gegen die „kleinen Sonnenkönige“, die sich in „Berlin-Mitte-Kaffeekränzchen“ ministerialer Beiräte „herumlümmeln“ und an „verschurbelten Positionspapieren“ beteiligen. „Auch Talk bei Lanz“ fülle dann die „eher gähnende Leere akademischer Midlife-Crisis“.

Zum Glück belässt Gärditz es nicht bei solchen Gehässigkeiten, sondern findet zur Sachlichkeit zurück, wenn er die Problematik aus der Perspektive der parlamentarischen Gesetzgebungsverfahren untersucht. Hier könne Hoflieferantentum zur Langzeitstrategie werden, wenn Wissenschaftler bereits mit der Intention veröffentlichten, sich bestimmten politischen Positionen anzudienen. Die Fraktionen würden dann nur noch solche Experten anhören, die mit ihren wissenschaftlichen Positionen die eigenen politischen Absichten stützen. Könnte man dann auf das Anhören solcher Experten nicht gleich verzichten?

Was Parlament und Regierung für eine „gebündelte Selbstinformation“ bräuchten, so Gärditz, wären stattdessen „verlässliche Zulieferer“ wissenschaftlicher Expertise, deren „institutionelle Professionalisierungsdienstleistung“ es einer anderenfalls „völlig überforderten“ Politik erst ermöglichen würde, aus dem „diffusen Rauschen des wissenschaftlichen Blätterwaldes“ eine informierte Auswahl zu treffen. Aber gibt es diese nicht längst in Gestalt der Ressortforschung? Natur-

lich, und Gärditz lobt diese staatlichen Zulieferer wissenschaftlicher Expertise auch ausdrücklich für diese epistemische Vorleistung. Erstaunlicherweise nennt er die Ressortforschung dann aber auch „Hoflieferantentum“, allerdings im „besten Sinne“. Weil sich der Hof hier quasi selbst bedient?

Dass es sich dabei traditionell um solche honoräre Einrichtungen wie das Greifswalder Friedrich-Loeffler-Institut (zuständig für Tierseuchen und Zoonosen) oder die Physikalisch-Technische Bundesanstalt handelt, ist aber kein Garant dafür, dass die Ressortforschung grundsätzlich immun ist gegenüber den Selbstlegitimierungsinteressen der Politik. Gärditz' Unterscheidung von „schlechtem“ Hoflieferantentum und gutem, wenn es dabei um forschende Bundesbehörden geht, ist analytisch schwach. Hier macht sich negativ bemerkbar, dass Gärditz auf die jüngere Zunahme der Ressortforschung auch in solchen Häusern wie dem Bundesfamilienministerium oder dem Bundesforschungsministerium nicht eingeht.

Man kann nicht erwarten, dass der Autor die Frage der politischen Einflussnahme auf die Finanzierungsbedingungen insbesondere der akademischen Forschung umfassend in seine Analyse einbezieht. Aber zumindest die direkte Finanzierung beispielsweise der Migrationsforschung durch ein Bundesministerium wirft grundsätzliche Fragen auf, die in diesem ansonsten sehr lesenswertem Buch hätten diskutiert werden müssen. GERALD WAGNER